Gestrandet im Irgendwo

Die aus Aserbaidschan stammende Autorin Olga Grjasnowa in der Reihe „Europa/Morgen/Land“ in Ludwigshafen

VON ANTONIA KURZ

Glaubt man den Literaturkritiken, ist mit Olga Grjasnowa ein neuer Stern am deutschen Literaturhimmel aufgegangen. Am Sonntag hat die junge Autorin im Stadtmuseum in Ludwigshafen aus ihrem Debütroman gelesen. Der trägt den sonderbaren Titel „Der Russe ist einer, der Birken liebt“.

Eher zurückhaltender Auftritt: Olga Grjasnowa bei ihrer Lesung im Stadtmuseum. FOTO: KUNZ

Sie ist jung, hübsch, erfolgreich. Sie wirkt ein wenig verträumt. Und sie hat einen Migrationshintergrund. Es ist sehr verlockend, Olga Grjasnowa, 1984 in Baku, der Hauptstadt von Aserbaidschan, geboren, das Etikett „Fräuleinwunder“ zu verpassen und sie als Beispiel für gelungene Integration zu feiern, als eine Migrantin, die sich in einer fremden Umgebung durchgeboxt hat.

Erfrischend eigenwillig aber verweigerte sich die Autorin in Ludwigshafen einer solchen Stereotypisierung, als das Publikum mit ihr nach der Lesung ins Gespräch kam. Sie sei alles andere als eine Musterschülerin gewesen und habe es dennoch ohne Probleme auf das Gymnasium geschafft, erzählte Olga Grjasnowa. Und ausländerfeindliche Anfeindungen habe sie in Deutschland eigentlich nicht erlebt.

Grjasnowas Lebenslauf, den Moderatorin Eleonore Hefner als beeindruckend empfand, lässt auf einen vielseitigen, aber ebenso rastlosen Menschen schließen. Die Autorin hat zunächst Kunstgeschichte studiert, dann das Deutsche Literaturinstitut in Leipzig absolviert. Derzeit ist sie in Berlin für das Fach Tanzwissenschaften eingeschrieben.

Im vergangenen Jahr erschien im Carl Hanser Verlag ihr erster Roman „Der Russe ist einer, der Birken liebt“, der von der Literaturkritik sehr gefeiert wurde. Erzählt wird aus der Perspektive des Einwandererkinds Mascha, das „diszipliniert“ sowie „hungrig nach Erfolg“ ist. Mascha stammt aus einer jüdischen Familie und wurde wie die Autorin, die diese Figur erdacht hat, in Aserbaidschan geboren. Als Maschas Geliebter Elias aufgrund von Komplikationen nach einer Operation stirbt, verfällt die junge Frau in eine maßlose Trauer. Auf einer Reise nach Israel versucht sie, ihrem Kummer davonzulaufen, um schließlich im Irgendwo zu stranden.

Der Roman verhandelt die Themen Fremdheit, Heimat und Identität. Da Olga Grjasnowa erst 1996 mit ihrer Familie nach Deutschland kam, gehört sie zu den Autoren, die zwar auf Deutsch schreiben, deren Muttersprache aber eine andere ist. Folgerichtig passte Grjasnowas Lesung in die Reihe „Europa/Morgen/Land“, die seit zwölf Jahren vom Kulturbüro in Ludwigshafen, dem Mannheimer Kulturamt sowie den Vereinen Kultur Rhein-Neckar und KulturQuer QuerKultur Rhein-Neckar veranstaltet wird. Der nächste Gast der Reihe ist kein geringerer als Ilija Trojanow.

Zwingend Lust, ihren Roman zu lesen, machte Olga Grjasnowas Lesung bedauerlicherweise nicht. Aufgrund eines zu leise gestellten Mikrofons war sie in der ersten Hälfte der Veranstaltung kaum zu verstehen. Zudem vermied sie jeglichen Blickkontakt mit dem Publikum. Eine kurze inhaltliche Einordnung der ausgewählten Sequenzen hätte auch nicht geschadet. „Welpenschutz“ darf der jungen Autorin aber sicher noch zugestanden werden. Olga Grjasnowa wird noch lernen, ihren Stoff in der Öffentlichkeit mitreißender vorzutragen.

Nostalgie im Falsett

Die Musicalshow „Massachusetts“ mit dem italienischen Brüdertrio Egiziano erinnert an die Popgruppe The Bee Gees

VON NICOLE HESS

Musicals gibt es über Abba und die Beatles, Michael Jackson und Udo Lindenberg. Es ist nur folgerichtig, auch den Bee Gees eine Show zu widmen – schließlich hatten sie so viele Hits, dass man drei Stunden locker füllen kann. Und mit Walter, Davide und Pasquale Egiziano gibt es drei italienische Brüder, die optisch und stimmlich auf den Spuren von Barry, Robin und Maurice Gibb wandeln. Mit „Massachusetts“ gastierten sie in Mannheim.

Man muss schon ein sehr zynischer Mensch sein, wenn man in diesem Moment nicht einmal ein Tränchen der Rührung verdrückte: Zum Song „I've gotta get a message to you“ legte ein älterer Mann den Arm um seine neben ihm sitzende Frau und strich ihr sanft übers Haar. Wahrscheinlich dachten beide in diesem Moment daran, wie dieser Hit der Bee Gees in der Hitparade war und sie jung und frisch verliebt.

Die Geschichte der Bee Gees war damals, 1968, schon einige Jahre alt, und mit dem der Show den Titel gebenden „Massachusetts“ hatten sie gerade ein Jahr zuvor die erste Nummer Eins gelandet. Ein Conférencier, der launig durch den Abend im Rosengarten führte, erzählte von den Anfängen, den Umzügen der Familie Gibb von England nach Australien und wieder zurück, von den ersten Auftritten in kleinen Clubs und dem plötzlichen Durchbruch. Und er verschwieg auch die Schattenseiten des Ruhms nicht – die protzigen Autos, die sich die Brüder anschafften, die Eifersüchteleien, die zu großem Streit und jahrelangem Schweigen führten, bis sich alle irgendwann wieder zusammenrauften.

Barry, Maurice und Robin Gibb hatten eben erkannt, dass keiner von ihnen allein so erfolgreich sein würde wie alle zusammen als Trio. Weil sie diesen speziellen Stil – den Refrain in drei verschiedenen Tonlagen zu singen – perfektioniert hatten.

Auch die „Italian Bee Gees“, die nun auf der Bühne standen, machten ihre Sache sehr, sehr gut, auch dann, wenn es so richtig ins Falsett ging. Und sie verzichteten zum Glück darauf, die Rollen der Vorbilder unter sich zu verteilen. Sich wie die echten Bee Gees zu kleiden, zuerst ganz in Schwarz und dann gold-glänzend, immer aber hauteng – das genügte völlig. Hat damals eigentlich niemand gemerkt, wie schlimm das aussah?

Dank der Einblendungen von Interviewschnipseln, Filmaufnahmen von Liveauftritten und Fotos traf das Musical genau den richtigen Punkt zwischen Hommage und Dokumentation und dank der Songauswahl auch genau den richtigen Ton zwischen Kitsch und Kunst. Es war, wohl auch für die Zeitzeugen, beeindruckend, wie viele Songs die Bee Gees tatsächlich in ihrem Repertoire hatten – ganz abgesehen von all den Nummern, die sie für andere Künstler verfassten. Natürlich denkt man sofort an „You win again“, „Night Fever“, „How deep is your love“ oder „Stayin' alive“. Aber da gibt es auch „More than a woman“ oder das ganz alte „Spicks and Specks“ – wunderschöne Schnulzen, die mehr schön als schnulzig sind. Und man hörte natürlich auch ein paar Schnulzen, die vor allem Schnulzen sind.

Und natürlich wurde getanzt. Blue Weaver, der – wie etwa 20 Mal betont wurde – Original-Keyboarder der Original-Band, hüpfte für ein paar Songs vor einem Keyboard herum, ein Tänzer aus New York imitierte kurz den jungen John Travolta zu Bildern aus „Saturday Night Fever“ von der Leinwand, und die Gruppe „Reloaded“ der Tanzschule Knöller aus Ludwigshafen bewegte sich auf der Bühne wild zu „Stayin“ alive“. Und natürlich tanzte auch irgendwann das Publikum. Und so hatten am Ende alle ihren nostalgischen Spaß.

Das Feuer brennt noch

Die Jazz Pistols erinnern im Ludwigshafener Haus an alte Jazz-Rock-Zeiten

VON GEREON HOFFMANN

Mit „Energy Jazz“ haben die Jazz Pistols eine zutreffende Bezeichnung für ihren Stil gefunden. Das Trio zeigte im Kulturzentrum Das Haus in Ludwigshafen, dass in den Adern der Musiker noch genug Brennstoff ist, um die Jazz-Rock-Fusion anzufachen. Stilistisch ist das nichts Neues, aber das störte keinen.

Heißes Trio: Gitarrist Stefan Ivan Schäfer, Schlagzeuger Thomas „Lui“ Ludwig und Bassist Christoph Victor Kaiser im Haus. FOTO: KUNZ

Krokodile gelten als die lebenden Abkömmlinge der Dinosaurier. In gewisser Weise sind die Jazz Pistols auch Überlebende einer vergangenen Ära - und sie haben immer noch gewaltigen Biss. Fusion oder Jazz-Rock erlebte seine Blüte in den 70er Jahren. Da hatten Musiker die Verschmelzung der beiden Stile perfektioniert. Die Power des Rock und die Virtuosität des Jazz kamen zusammen und bildeten eine hoch energetische Mischung. Musiker wie John McLaughlin und Chick Corea und Gruppen wie Weather Report etablierten damals ein neues Genre.

Die Jazz Pistols stehen eindeutig in dieser Tradition. Doch heute ist das Genre etwas randständig geworden. Die typischen solistischen Höhenflüge mit extremer Fingerfertigkeit und die meist enorme Lautstärke haben irgendwann das Publikum erschöpft, die Musik hat sich weiter entwickelt. Davon lassen sich die Jazz Pistols aber nicht beirren. Die ziehen ihr Ding durch, und die Fans wissen, was sie erwartet.

Und sie wurden auch in Ludwigshafen nicht enttäuscht. Von der ersten bis zur letzten Minute zündete die Band aus der Metropolregion ein musikalisches Feuerwerk, Verschnaufpausen gab es kaum. Das Programm bestand im wesentlichen aus den Stücken der vor zwei Jahren veröffentlichten CD „Superstring“.

Schlagzeuger Thomas „Lui“ Ludwig, Gitarrist Stefan Ivan Schäfer und Bassist Christoph Victor Kaiser taten sich 1995 zusammen, um die Jazz Pistols zu gründen. Dass die Band seit Jahren zusammen spielt, merkt man. Es hat sich ein Stil entwickelt, den die Musiker in anderen Bands wahrscheinlich nicht spielen könnten. Eng verzahnt greifen die drei Instrumente ineinander und bilden einen groovigen Gesamtsound. Davon abgesehen gibt es heute nicht viele Gruppen, in denen solch verfrickelte, schräge Rhythmen gespielt werden. Wechsel zwischen Fünfer-, Sechser- und Siebener-Takten und ähnliche Kabinettstückchen klingen bei den Jazz Pistols völlig selbstverständlich. Oft merkt man nur beim Mitzählen oder an Ludwigs Akzenten, dass der Takt schon wieder ein anderer geworden ist.

Zentrum der Band steht das Schlagzeug. Ludwig spielt mit einer geradezu brachialen Kraft. Trotzdem ist er kein tumber Holzhacker, wie es Drummer in einfacher gestrickter Powermusik oft sind. Er hat eine brillante Technik. Christoph Victor Kaiser ist auf seinem sechssaitigen Bass auch äußerst flink. Der nach unten und oben erweiterte Tonumfang macht aus dem Bass auch praktisch anderthalb Instrumente: Kaiser spielt gerne noch Akkordtöne, die er mit der rechten Hand auf dem Hals tappt. Ein Synthesizer macht daraus hin und wieder auch Klangflächen.

Bei Gitarrist Schäfer hört man stellenweise deutlich die Vorbilder: John Scofields Sound und Neigung zu schrägen Intervallen und Outside-Spiel und Pat Methenys Solo-Linien haben den Gitarristen beeinflusst. Musikalisch wirken die eigenen Stücke manchmal wie Collagen und sind nicht immer ein schlüssiges Ganzes. Aber dafür heizen die Drei mit Virtuosität und Power dem Publikum ein.

Hofstaat arbeitslos

Pfalztheater mit dem „Gestiefelten Kater“ im Pfalzbau

VON HEIKE MARX

Mit dem „Gestiefelten Kater“ gastierte das Kaiserslauterer Pfalztheater in Ludwigshafen. Es ist eine ehrgeizige Produktion: Märchenstück eines erfolgreichen jungen Dramatikers, großes, reiches Bühnenbild, gewandtes Ensemble. Dennoch hinterlässt die Aufführung im Theater im Pfalzbau einen flauen Eindruck.

Die Ursache liegt zu allererst im Stück selbst. Thomas Freyer erzählt Grimms Märchen nach und versieht es mit aktuellen Gemeinplätzen. Den dramatischen Schwerpunkt verschiebt er auf die von ihm erfundene Figur Gustav. Ursprünglich ist dieser der Berater des Königs. Weil der sparen will, entlässt er das gesamte Hofpersonal, verlangt aber, weiterhin luxuriös bedient zu werden. Gustav muss alle Arbeiten übernehmen und schuftet sich dumm und dämlich.

Die Prinzessin hält zu ihm, ohne dass klar würde, weshalb sie das tut. So verläuft die Arbeitsmarktkritik, die den größten Teil zur Erheiterung beiträgt, als blindes Motiv im Sande. Der König ist der gewohnte selbstgefällige Popanz, die Prinzessin das vernachlässigte gelangweilte Kind, der Zauberer leicht futuristisch, der Müllersohn ein passiver Tor, der Kater ein Macher ohne einsehbares Motiv. Das alles ist mehr ungefähr zu einer Handlung zusammenklabastert, deren wenig profilierte Protagonisten kaum zu einer tieferen Auseinandersetzung mit dem Märchen beitragen.

Natascha Kalmbachs Inszenierung greift zum Ausstattungsstück, um durch optische Reize ausgewalzten Wiederholungen und verknappten Charakteren Fülle zu geben. Das Schloss, ein Metallgestänge mit Leitern und Zahnrädern, wird auf Bühnenwagen hereingefahren. Von oben senkt sich die Prinzessin auf einer Art Schiffschaukel herab. Das Gasthaus, in dem der Müllersohn Hans die Zeit totschlagen muss, steigt von der Unterbühne auf. Die farbenprächtigen Hofkostüme sind die übliche Mischung aus Barock und Rokoko.

Das alles wirkt überladen und erdrückt die Geschichte, so dass sich Erwachsene wie Kinder fragen, was es zu bedeuten hat, wenn ein trotteliger, inkompetenter, arroganter, im Ganzen aber doch liebenswerter König (Ulrich Westermann) aus der Zeit der deutschen Kleinstaaterei zwischen Zahnrädern sitzt? Warum Hans eigentlich nicht soviel Gold will und doch zufrieden als reicher Graf abzieht? Warum die Prinzessin sowieso gewusst hat, dass er nur ein Müllersohn ist? Was mit Ende gut, alles gut gemeint ist und warum der brave Gustav im Reifrock der Prinzessin mit dem König tanzt? Kapitalismuskritik, Komplizenschaft der reinen Herzen?

Eigentlich müsste der bis zum Umfallen ausgebeutete Gustav (Daniel Mutlu) die Prinzessin heiraten. Nicht nur bei ihr, auch beim Publikum steht er in vorderster Gunst, weil er so viel macht und dabei so komisch ist. Dass Hans nur herumsitzt und sich bedienen lässt, wird durch sein angelegentliches Interesse an einer Mühle nicht aufgewogen.

KULTURNOTIZEN

Mamets „Race“ als Gastspiel in Mannheim

Als Gastspiel des Staatsschauspiels in Dresden kommt David Mamets „Race“ am Mittwoch, 23. Januar, 20 Uhr, ins Nationaltheater. Das Stück hatte in der Inszenierung des Mannheimer Schauspieldirektors Burkhard C. Kosminski im März 2012 in Dresden Premiere. Charles Strickland, „ein weißer Mann in den Vierzigern“, ist der Vergewaltigung einer Frau angeklagt, die schwarz ist. Er kommt in die Anwaltskanzlei von Henry Brown und Jack Lawson, um sie als Verteidiger zu engagieren. Henry Brown ist schwarz, Jack Lawson weiß. Die Schuldfrage wird durch eine Jury entschieden. Und Susan, die junge Mitarbeiterin der Anwälte, ist wiederum schwarz und hat ihre Abschlussarbeit über „Das strukturale Fortleben des Rassismus bei angeblich vorurteilsfreien Transaktionen“ geschrieben. In Dresden führte Kosminski nach „Des Teufels General“ und Tschechows „Möwe“ zum dritten Mal Regie. Der mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnete US-Dramatiker und Drehbuchautor („Wenn der Postmann zweimal klingelt“, „Wag The Dog“) David Mamet schrieb mit „Race“ ein Gerichtsdrama vor dem Prozess. Die Uraufführung war 2009 in New York. Im Anschluss an die Vorstellung findet im Theatercafé eine Diskussion mit Regisseur Burkhard Kosminski und Jakob Köllhofer vom DAI in Heidelberg statt. (rhp)

Staatsphilharmonie spielt Ligetis Hamburger Konzert

Fortgesetzt wird der Beethovenzyklus der Deutschen Staatsphilharmonie Rheinland-Pfalz: Beim zweiten Philharmonischen Konzert am Montag, 28. Januar, 19.30 Uhr, stehen im Ludwigshafener Pfalzbau Beethovens Sinfonie Nr. 8 und dessen „Egmont“-Ouvertüre sowie das sogenannte „Hamburgische Konzert“ für Horn und Orchester von György Ligeti auf dem Programm. Solistin ist Marie-Lui-

Marie-Luise Neunecker. FOTO: PR

se Neunecker. Von 1973 bis 1989 lehrte Ligeti als Professor für Komposition an der Musikhochschule in Hamburg. Der Hansestadt ist auch sein „Konzert für Horn und Orchester“, das der Solistin des Konzertabends, Marie-Luise Neunecker, gewidmet ist. Die renommierte Hornistin brachte es 2001 zur Uraufführung und ist nun auch mit der Staatsphilharmonie unter Chefdirigent Karl-Heinz Steffens im Pfalzbau zu erleben. Karten gibt es an der Theaterkasse im Pfalzbau unter Telefon 0621/5042558. (rhp)